Konrad Hilpert

100 Jahre sozialcaritative Arbeit von Frauen im Spiegel der Zeitschrift „caritas“

Nicht nur der ideelle Weitblick und die konzeptionelle Kraft großer Persönlichkeiten, das organisatorische Vermögen einer fest verankerten kirchlichen Ordnung und das Motivationspotential einer jahrhundertelangen christlichen Volkserziehung haben seit dem 19. Jahrhundert dichte Netze funktionierender sozialer Hilfe entstehen lassen, sondern auch die Bereitschaft ungezählter namenloser einzelner, ihre Arbeitskraft, ihr Können, ihre Freizeit und sicher auch ihre materiellen Ressourcen zugunsten anderer Menschen einzusetzen. Unter ihnen wiederum stellen Frauen ohne jeden Zweifel den weitaus größeren Teil.

Dieser Umstand kann einerseits Anstoß sein, diesen meist für selbstverständlich genommenen Beitrag einmal ausdrücklich zu würdigen. Andererseits kann er aber auch Anlaß sein, den Zusammenhängen zwischen Frauenrolle und sozialcaritativer Tätigkeit nachzugehen. Beides soll im folgenden geschehen, allerdings nicht in der Weise, daß die Geschichte einzelner Tätigkeiten und Professionen auf der Grundlage der offiziellen Akten in ihrem institutionellen und gesellschaftlichen Kontext rekonstruiert wird, sondern indem nach der Frau als Subjekt der Caritas im Spiegel der Zeitschrift „caritas“ gefragt wird. Das Bild, das auf diese Weise entsteht, wird zwangsläufig zufällig und bruchstückhaft sein. Gleichwohl läßt es ein lebendiges Stück Sozial- und Mentalitätsgeschichte, wie es sich im Selbstverständnis und in der Reflexion eines Verbandes niedergeschlagen hat, sichtbar werden und kann so dazu beitragen, den Wandel in der Sozialarbeit besser zu verstehen.

Ein „natürliches“ weibliches Betätigungsfeld

„Infolge ihrer ganzen weiblichen Eigenart gerade zum ‚Heilen und Vorbeugen‘ besonders veranlagt und berufen“.[1] Caritas gilt als „der Frauen ureigenstes Gebiet“ (1910/11: 308). In einer der ersten Grundsatzüberlegungen zum Thema, die ursprünglich am Schluß der Frauenversammlung des 10. Caritastages im Jahr 1905 vorgetragen wurde, weist der Autor entschieden die Meinung zurück, beim caritativen Wirken von Frauen handele es sich lediglich um eine Art Mode, Neigung oder gar Zeitvertreib. Vielmehr habe sie den Charakter eines Apostolats. Begründet sieht er diesen in der Besonderheit der weiblichen Psyche: „Das Frauenherz ist opferwillig und verlangt nach Opfern, es ist auf Opfer angelegt, für solche fähig und in ihnen glücklich. Frauenleben ist vorwiegend Leben für *andere*, – möchte es wenigstens sein, – Frauenarbeiten arbeiten für *andere*! Gerade dann erst entfaltet sich die Frau in ihren Fähigkeiten und Kräften zur höchsten Vollendung ... Sich hinopfern für andere, das ist Frauenwunsch, für andere bangen, für andere sorgen, für andere unglücklich sein, für andere den bitteren Kelch leeren, das alles vermag eine hochgesinnte Frau.“(1905/06: 87)

Solchermaßen als von ihrer Natur her zu selbstloser Liebe bestimmt und zusätzlich beauftragt durch eine besondere Sendung Gottes erstreckt sich ihr Aufgabengebiet auf alle Sorten von Not und Bedrängnis: „Die Frauenseele mit ihrer Zartheit, dem weichen Empfinden, dem vollen Mitleid, der ausdauernden Treue ist von vornherein dazu geschaffen, die ‚Consolatrix afflictorum‘ zu sein. Sie verlangt danach, zu troesten, zu helfen, zu heilen, Wunden zu verbinden und zu schließen, fast so sehr, daß man meinen möchte, sie fühle sich nicht glücklich und zufrieden, wenn sie nur von lauter glücklichen Menschen umgeben ist. Sie muß ein Leid wissen, dem sie abhelfen kann.“(1905/06: 87)

Das Helfen – so heißt es immer wieder (1908/09: 64; 1912/13: 131; 1914/15: 23) – liege in der weiblichen Natur. Und auch später, wenn man dem Mann die Fähigkeit zu helfender Güte nicht mehr völlig absprechen möchte, heißt es immer noch: „In der Frau ... ruhen

stärker als im Manne die strömenden Liebes-, Opfer- und Hingabekräfte."(1925: 308)
Auf dieser Überzeugung von der helfenden Liebe oder der (seelischen) Mütterlichkeit als Grundzug des weiblichen Wesens[2] ruhen auch die Leitbilder der caritativen Frauenberufe: Im Grunde sind sie alle verstanden und konzipiert als Ausdrucksformen weiblicher Eigenart, als deren erste und ursprüngliche, aber keineswegs alleinige das „stille Wirken im Heiligtum der Familie" gilt. Die Tätigkeit als Fürsorgerin, Pflegerin, Erzieherin usw. gilt als qualitativ gleichartig zur mütterlichen und hauswirtschaftlichen Tätigkeit. Sie wird deshalb auch als Vorbereitung, Anregung und Einübung junger Mädchen für ihren künftigen Beruf als Hausfrau und Mutter nachdrücklich empfohlen (1902: 215). Daß jemand beides nebeneinander tun kann, dafür steht die hl. Elisabeth von Thüringen. Die Größe dieses „Frauenideals der Charitas" wird nämlich darin gesehen, daß sie „eine Gattin und Mutter voll hingebender Zärtlichkeit und heiligster, treuer Pflichterfüllung" und gleichzeitig Mutter der Armen gewesen war. (1907/08: 28 f.)
Von der inneren Verwandtschaft zwischen Mutterfunktion in der Familie und caritativen Frauenberufen ist auch ein Dreivierteljahrhundert später noch zu lesen, freilich in gewisser Weise in umgekehrter Perspektive: Jetzt erscheinen nämlich Frauen, die noch nach dem alten Leitbild der gutsituierten Bürgerfrau erzogen worden waren und sich ganz auf den Bereich der Familie beschränkt hatten, in jenem Lebensabschnitt, in dem ihre Kinder aus dem Haus gegangen sind, als nächstliegendes „Reservoir" für sozialarbeiterische Berufe, die hauswirtschaftliche Grundkentnisse und die spezifischen Qualitäten der Lebensmitte wie Lebensreife, Zuverlässigkeit und Stetigkeit verlangen, aber keine allzu lange Ausbildung (1970: 129).

Das Spektrum der Tätigkeiten

„Katholische Frauen und Jungfrauen, hier winkt euch ... ein großes, herrliches Arbeitsfeld, zwar mit vielen Mühen, Enttäuschungen und Verdrießlichkeiten besäet, aber auch mit tröstlichen, für die Ewigkeit dauernden Erfolgen geziert. Darum auf zur rastlosen, selbstlosen, muthigen That!"[3] – Sozialarbeit ist stets auch Antwort auf die Nöte der jeweiligen Zeit. Nur in wenigen Berufssparten erlaubt die Umschreibung der Tätigkeitsfelder so unmittelbare Rückschlüsse auf verbreitete Notlagen und Gefährdungen, Katastrophen und bedrohliche soziale Entwicklungen, typische Schicksale und strukturelle Ohmachtsverhältnisse in der Gesellschaft. Diese Kontextualität der Sozialarbeit und ihrer reflexiven Begleitung durch die Zeitschrift „caritas" ist vor allem auf vier Feldern deutlich zu greifen, nämlich im Bereich des Mädchenschutzes, in der Vorbereitung und Verbesserung des Familienmanagements, in der Hilfe für berufstätige Mütter sowie in der Betreuung von Kranken.
Kaum jemand dürfte vermuten, daß Mädchenschutz in den ersten Jahrgängen eines der dominierenden Themen ist und es bis in die 50er Jahre dieses Jahrhunderts hinein bleibt (einen gewissen Abschluß markiert 1957: 24-26). Mehr als dreißigmal ist dieses Thema im genannten Zeitraum Gegenstand eines Artikels! Dabei geht es weniger um einen allgemeinen Kampf gegen die Unsittlichkeit, sondern um die Auswirkungen gesellschaftlicher Veränderungen, die ein Autor 1897 mit folgenden Sätzen umschreibt: „Die alten patriarchalischen Sitten haben aufgehört und drohen sich zu lockern, weil nicht mehr der alte Begriff von Familie herrscht. Die Dienstboten sind der Familie fremd, namentlich in größeren Städten und besonders da, wo alleinstehende Mädchen in einem bestimmten Geschäftszweig beschäftigt sind, z. B. in Confectionsgeschäften, Fabriketablissements u.s.w." (29 f.) Und 1911 schreibt ein anderer Autor: „Heute steht einerseits alles im Zeichen des Verkehrs. Anderseits brauche ich nur auf das ungesunde, ungeheure Wachstum unserer Städte hinzuweisen ..." (1911/12: 45) Es sind also die Folge- und Begleitprobleme der Arbeitssuche und des Eintritts in das öffentliche Erwerbsleben, denen sich die Mädchenschutzarbeit verschreibt: die Wanderung in die Städte, die Suche nach einer Stelle, der Aufenthalt in der Fremde, die abrupte Lösung von Elternhaus und Heimat, Einsamkeit und Auf-sich-gestellt-Sein. Als besonders kritische Situationen erwiesen sich hierbei die Reise im Zug, der Aufenthalt auf Bahnhöfen, die Unterkunft in der völlig fremden Stadt bis zum Finden einer Arbeitsstelle, vor allem, wenn diese sich im Ausland befand, ferner der Aufenthalt in den Büros zur Stellen-

vermittlung. An diesen Brennpunkten der Mobilität fielen nämlich nicht nur biographisch folgenreiche Entscheidungen, sondern hier lag gleichzeitig das bevorzugte Tätigkeitsfeld der Agenten des organisierten Mädchenhandels (besonders aufschlußreich ist der Bericht über den Londoner Kongreß gegen Mädchenhandel: 1899: 251-253 und 272-274). Erfahrungsberichte und Zuschriften lassen plastisch erkennen, wie leicht Ahnungslosigkeit, Leichtgläubigkeit und Unsicherheit in der fremden Umgebung, aber auch Beschäftigungslosigkeit mit System, Raffinesse und falschen Versprechungen ausgebeutet wurden und Mädchen sowie alleinstehende Frauen in die Prostitution und in bleibende Abhängigkeit brachten.

Entsprechend der Einsicht, daß „es besser und leichter ist, der Unwissenheit, dem Laster und der Armut vorzubeugen, als später das Uebel, wenn es eingetreten und stark geworden ist, zu bekämpfen und auszurotten" (1901: 110), stellen sich die Frauen, die sich für den Mädchenschutz engagieren, als Vertrauenspersonen am Ort beratend, aufklärend und notfalls auch schützend zur Verfügung. Für die neu ankommenden Mädchen besorgen sie Nachtquartiere und begleiten sie; sie vermitteln Stellen und helfen bei Konflikten. Ein wichtiger Beitrag für jene alleinstehenden Mädchen, die bis auf weiteres am Ort wohnen bleiben und als Dienstboten oder Arbeiterinnen beziehungsweise auch als Künstlerinnen und später auch als Studentinnen eine fest umrissene Aufgabe haben, ist die Gestaltung der Sonntage und das Angebot von Freizeitunterhaltung.

Die Notwendigkeit, sich den Lebensunterhalt so bald als möglich selbst zu verdienen, bedeutete für die jungen Mädchen, die weder im elterlichen noch in einem fremden Haushalt arbeiteten, also vor allem für die Fabrikarbeiterinnen und „Ladnerinnen" (=Verkäuferinnen), daß sie dem erzieherischen Einfluß des Elternhauses und der Anleitung durch die Mutter frühzeitig entzogen waren. Aus ihrem Kreis jedoch gehen die zukünftigen Frauen und Mütter der „unteren Stände" hervor. Heiraten solche Mädchen, dann ist häufig die Frau „den haushälterischen Anforderungen, die an sie herantreten, nicht gewachsen. Sie hat vom Haushalt nur gelernt, sich an den Eßtisch zu setzen und sich zu putzen; ... trotz der oft schönen Summe Geldes, welche Mann und Frau zusammen verdienen, ist die Frau nicht imstande, ihrem Mann und ihren Kindern ein behagliches Heim zu schaffen, ein ordentliches Essen zu bereiten. Dem Manne wird infolgedessen das Haus mit seinem Durcheinander und seiner Unsauberkeit verleidet. Unfriede und Streit ist das Gefolge, und das Wirtshaus bietet den Ersatz für die Mängel des eigenen Hauses. Reißen nun solche Zustände in ganzen Bevölkerungsschichten ein, so bildet die weit verbreitete häusliche Unzufriedenheit einen nicht geringen Teil (des sozialen) Zündstoffes." (1902: 205)

So erscheint die Heranbildung der in Fabrik und Geschäft arbeitenden Mädchen zu tüchtigen Hausfrauen als eine zentrale volkspädagogische Arbeit, „welche ‚Eva aus dem Mittelstande' (besser: die Frauenwelt im Dienste der katholischen Charitas) verrichten kann." (1896: 101) Man ist sich dabei durchaus bewußt, „daß dem Elende sehr vieler arbeitender Frauen und Mädchen nicht durch Barmherzigkeit, sondern vor allem durch Wiederherstellung der Gerechtigkeit zu helfen ist" (ebd.).

Neben anderen Bemühungen um die Milderung dieser Nachteile, vor allem durch sozialpolitische Initiativen (Einflußnahme auf Gesetzgebung, Zusammenarbeit mit Fabrikanten, Förderung der Hausindustrie, Überwachung der Arbeiterwohnungen), konkretisiert sich die Fürsorge für die arbeitenden Mädchen in der Zurüstung für die Führung eines Hauswesens. Dazu gehört insbesondere die Anleitung zum Nähen, Bügeln, Ausbessern und Pflegen der Kleidung, zum Kochen (dabei kommt es – wie immer wieder betont wird – nicht nur darauf an, daß die Kost nahrhaft ist, sondern auch, daß sie schmackhaft ist!), zum Zuschneiden, zum Reinigen und Ordnen. Entsprechende Kurse werden mangels Freizeit am Sonntag abgehalten und erstrecken sich oft über einen Zeitraum von mehreren Jahren.

„Neben dieser praktischen Ausbildung darf ein anderer schöner Erfolg ..., die sittliche Veredelung der Schülerinnen, nicht übersehen werden, welcher durch den jahrelangen Umgang mit den ehrwürdigen Lehrschwestern, sowie durch den Anschluß an gleichgesinnte brave Mitschülerinnen erzielt wird. Sittsamkeit und Eingezogenheit wird bei den Schülerinnen erhalten und durch das erlangte Können, welches im Kampfe

gegen angeborene Trägheit, oft auch gegen Verlockungen leichtsinniger Gefährtinnen erworben wird, festigt sich der Charakter, und ein berechtigtes Ehrgefühl giebt sich kund. Alles dieses ... ist zugleich ein wichtiger Beitrag zur gedeihlichen Lösung der sozialen Frage. Diese Frage findet sicher zum großen Teil ihre Lösung, wenn es gelingt, den Arbeitern gute Hausfrauen zu verschaffen." (1899: 95)

Eine unausgesprochene Voraussetzung dieser volkspädagogischen Arbeit war, daß die Frau entweder einer Berufstätigkeit nachgeht oder Hausfrau und Mutter ist bzw. in zeitlichem Nacheinander tut. Die Gleichzeitigkeit von beidem hingegen galt als etwas, was in jedem Fall vermieden werden müßte. Die soziale Realität sah allerdings vielfach anders aus. Ein Pfarrer berichtet 1902 über seinen Entschluß, eine „Kinderbewahrschule" zu gründen, folgendes:

„Als ich einige Monate in hiesiger Pfarrei war, bemerkte ich, wie die Eltern durch die sehr vielen Feldarbeiten fast den ganzen Tag draußen waren und die Mütter nur einige Stunden zur Bereitung des Essens im Hause sich aufhielten. Die kleinen Kinder bis zu 6 Jahren trieben sich, sogar beim schlechtesten Wetter, auf den Straßen herum oder waren von den Eltern in ein Zimmer eingesperrt worden, ganz allein, ohne jede Aufsicht. Da kam mir der Gedanke an eine Bewahrschule. Eine Niederlassung von Klosterschwestern war nicht zu erhoffen. Ich suchte nun zunächst nach einem größeren Lokal. Dies fand sich bald in einem früheren Schulsaal, der nur mehr zu Gemeindeversammlungen benutzt wurde. – Dann suchte ich nach zwei tüchtigen, braven und frommen Mädchen, die Lust und Geschick hätten, die Leitung der Bewahrschule zu übernehmen. Als ich auch diese gefunden hatte, reiste ich nach Föhren, um die dortige Bewahrschule zu besichtigen und deren Einrichtung, Schulplan usw. kennen zu lernen." (34)

Über diesen Bericht entspann sich übrigens in den nachfolgenden Heften der „Charitas" eine interessante Kontroverse. In einer Zuschrift wendet sich eine Lehrerin gegen derartige Einrichtungen auf dem Lande und möchte sie strikt auf die sozialen Verhältnisse begrenzt sehen, „wo die Mutter in der Fabrik oder im Taglohn arbeitet, weil der karge Verdienst des Vaters für die zahlreiche Familie nicht hinreicht" (1902: 72). Ihr stärkstes Argument: „Wir dürfen nie vergessen, daß die Mütter die natürlichen, von Gott berufenen Erzieherinnen ihrer Kinder sind und sein sollen, daß mithin diejenigen Veranstaltungen, welche das Kind von den ersten Lebensjahren an unter fremde Aufsicht bringen, ... immer nur als notwendiges Uebel betrachtet werden dürfen." (ebd.) Eine nicht gezeichnete Replik in der nächsten Nummer der Zeitschrift nennt die Redeweise von Natürlichkeit und Berufung in diesem Zusammenhang ohne Umschweife „Schlagwörter" und weist die Vermutung, daß eine Mutter dadurch, daß ihre Kinder eine solche Schule besuchen, „pflichtvergessen" werde, als unfaßbare Unterstellung zurück (88 f.). „Pflichtvergessen sei vielmehr die Mutter, die ihre Kinder den ganzen Tag über der Straße überlasse oder sie gar einschließe. Und hat nicht eine Mutter, die einige Stunden ungestört der Arbeit nachgehen konnte, nachher eher Zeit übrig, sich ausschließlich mit den Kindern zu beschäftigen ...?" (ebd.)

Eine wohltuende Entlastung für berufstätige Mütter, die wiederum am besten durch Frauen erbracht werden mußte, fand also vor allem in der Form statt, daß ihre noch nicht schulpflichtigen Kinder beaufsichtigt und methodisch angeleitet wurden. Das Ziel einer Aufbewahrung verbindet sich rasch mit Elementen einer anspruchsvolleren Kleinkindpädagogik und einer besonderen Chance für die religiöse Erziehung. Nach dem Vorbild der romanischen Länder verbreitete sich schließlich auch die Idee der Kinderkrippe, in der die Säuglinge tagsüber untergebracht werden konnten (vgl. dazu 1909/10: 189-193 und 229-231).

Wie nicht anders zu erwarten, erweist sich auch die Krankenpflege als herausragendes Feld caritativer Arbeit von Frauen. Ihre besondere Eigenart als Antwort auf eine spezifische gesellschaftliche Herausforderung tritt allerdings erst hervor, wenn man die Aufmerksamkeit nicht auf das Krankenhaus fixiert. So finden sich seit den ersten Jahrgängen immer wieder Artikel, die mit Nachdruck für die Ausbildung ländlicher Krankenpflegerinnen beziehungsweise Krankenbesucherinnen eintreten. Dies waren ortsansässige Frauen „von genügendem Alter und gutem Ruf", die in ihrer Freizeit und ohne Bezahlung, aber wohl geschult, die Kranken am Ort besuchen sollten. Sie hatten nicht nur die Aufgabe,

die Kranken, falls nötig, zu pflegen und Verbände anzulegen, sondern auch die, Angehörige von Kranken bezüglich Diät, Hygiene, Temperaturregulierung und Wundbehandlung zu beraten (also Hilfe zur Selbsthilfe zu leisten). Seit Ende der 20er Jahre gewinnt zunehmend auch die Gesundheitsfürsorge für die Kinder an Gewicht (zum Beispiel 1929: 259-264).

Die „Erfindung" der ländlichen Krankenpflegerin ist eine Reaktion auf zwei Entwicklungen: nämlich auf die Unterversorgung der ländlichen Regionen mit Ärzten und Krankenhäusern auf der einen Seite und die Tatsache, daß die großen Fortschritte im medizinischen Heilangebot, also neue Medikamente, Therapien und Apparaturen, in keiner Weise auch der ländlichen Bevölkerung zugute kamen, auf der anderen. Über das Gefälle zwischen Land und Stadt schreibt einer der Protagonisten der Kurse für ländliche Krankenpflegerinnen 1902 unter anderem:

„In einer Stadt von etwa 50 000 Einwohnern hat man in jeder größeren Straße wenigstens einen Arzt, alle paar Straßen eine Apotheke, an verschiedenen Stellen Läden mit neuesten und besten Pflegegeräten. Sie finden dort ein großes städtisches Hospital mit hunderten von Betten, einen Operationssaal mit den besten chirurgischen Geräthen und einen Krankencomfort, wie ihn der Fortschritt der Kunst geschaffen hat. Außerdem finden Sie noch das eine oder andere Privatkrankenhaus und namentlich eine große Anzahl von Krankenschwestern ... Stecken Sie sich da droben in den Bergen einmal einen Bezirk ab von 100 bis 130 Dorfgemeinden, und ich wette, Sie finden dort gerade so viel Krankheit und Noth, wie in der Stadt von 50 000 Einwohnern, vielleicht noch mehr. Es besteht nur der Unterschied, daß das Elend nicht so aufsehenerregend zusammengehäuft ist, wie in der Stadt; man spricht und schreibt nicht davon, man beachtet es nicht, die armen Leute sind einfach vergessen. Und welche Vorkehrungen bestehen zum Wohle der Kranken? Äußerst wenige und mangelhafte. In zwei oder drei größeren Orten, die vier bis fünf Stunden auseinander liegen, ist ein Arzt ... und eine Apotheke, aber kein Laden, der die nöthigen Pflegegeräthe führt ..."

Bei der Verbesserung der ländlichen Krankenpflege geht es demnach auch um die Herstellung eines Stückes Gerechtigkeit: Den „armen Landleuten, diesen treuesten Christen und besten Staatsbürgern", soll etwas zufließen „von dem Segen des Fortschritts in der Krankenpflege und von den modernen Humanitätsbestrebungen" (1902: 223).

Die Leistungen dieser Frauen sind – soweit sie statistisch erfaßbar sind – imponierend. Auf jede Absolventin eines entsprechenden Kurses kamen nach Auskunft der Statistik mehr als 150 Krankenbesuche pro Jahr, über 100 Verbandserneuerungen, dazu eine Vielzahl an Tagespflegen und Nachtwachen und Erstversorgungen nach einem Unfall (so zum Beispiel 1902: 39 f.).

Außer den vorgestellten Wirkungsbereichen gibt es noch eine große Anzahl weiterer caritativer Tätigkeiten, die ausschließlich oder fast ausschließlich durch Frauen ausgeübt werden. Allen voran zu nennen sind hierunter die, die darauf abzielen, die Familien in Phasen erhöhter Belastung oder bei Ausfall der Mutter lebens- und funktionsfähig zu halten. Hierher gehören die Wöchnerinnen- und Säuglingspflege (dazu 1903: 45 f.; 1913/14: 146 f.; 1931: 499-503), die Haus- und Familienpflege, im ländlichen Raum die Dorfhilfe (1957: 269-272; 1963: 111-113; 1973: 245-247; 1976: 3-15 und 15-18), die Erziehung von Waisen in familienähnlichen Gemeinschaften (1952: 27 f.). Seit den späten 50er Jahren kommt die Sorge für Erholungsmöglichkeiten überarbeiteter Mütter hinzu (1958: 101-162; 1974: 313-316), in jüngerer Zeit beziehen sich Überlegungen auch darauf, wie man alleinerziehenden Müttern helfen müßte (1974: 345-348; 1991: 513-518; 1992: 379-384).

Eine Art Vorläufer des Berufs der Entwicklungshelferin (1962: 34-36) kann man in der Tätigkeit als Hilfe im Kolonialhaushalt erblicken, die eine einjährige spezielle Ausbildung erforderte, zu der neben Ernährungs- und Gesundheitslehre, Obstbaum- und Geflügelzucht auch „Völker- und Bürgerkunde" gehörte. Nur auf diese Weise würden die auswandernden Frauen imstande sein, „einerseits ungünstigen Verhältnissen und Gefahren zu trotzen, andererseits aber auch beizutragen, christlichen Geist und deutsche Zucht und Sitten unter den unzivilisierten Völkern zu verbreiten" (1912/13: 113 f.).

Neben Tätigkeiten solcher Art, die stark zeitbedingt sind – dazu gehört auch die Betreuung

von Auswanderern auf den Schiffen (1913/14: 20-22) und die Verwundeter im Lazarett (1914/15: 22-23; 1919/20: 47 f.) –, darf die konstante Arbeit mit Angehörigen von Randgruppen unter den Frauen nicht unerwähnt bleiben: straffällig Gewordene (1919/20: 12-14; 1991: 523-526), Obdachlose (1927: 377-386), Prostituierte (1972: 245-248 und 248 f.).

„Still, rastlos und bescheiden"[4] – Die Ordensschwestern

Seit Mitte des 18. Jahrhunderts und während des ganzen 19. Jahrhunderts wurde die Caritas katholischerseits hauptsächlich von Ordensangehörigen geübt, und auch hier waren es wieder ganz überwiegend die Mitglieder der weiblichen Genossenschaften, die die Arbeit getragen haben. Auch in dem von Werthmann gegründeten Zentralverband, der die vielen Kräfte bündeln und zielgerichtet zum Einsatz bringen sollte, blieben sie jahrzehntelang personelles Rückgrat vieler Einrichtungen und Quelle der Rekrutierung neuer Mitarbeiterinnen. Der Schwerpunkt ihres Wirkens lag auf allen Arten von Notsituationen, wo kleine, familiennahe Lösungen versagten und spezielle „Anstalten" mehr Erfolg versprachen, also insbesondere im Bereich der klinischen Krankenpflege, der schulischen Bildung, der Erziehung von besonders schwierigen und gefährdeten Kindern und Jugendlichen, auch der Versorgung hilfsbedürftiger alter Menschen. Eine statistische Übersicht anläßlich der internationalen Hygiene-Ausstellung von 1911 in Dresden zählt allein für die beiden größten krankenpflegenden Genossenschaften, die Franziskanerinnen und die Vinzentinerinnen, in Deutschland jeweils über 1000 Niederlassungen mit etwa 233 000 bzw. 130 000 Krankenbetten (1910/11: 307 f.). Außerdem waren Ordensschwestern die eigentlichen Träger der pfarrlichen Caritas.

Über beide Wege waren sie fest verwurzelt in der Erfahrungswelt aller Kirchenmitglieder und weit über deren Kreis hinaus. Was an ihnen immer wieder gerühmt wurde, ist die Hingabe an ihre Aufgabe, den Dienst am Nächsten und die Zurückstellung eigener Interessen bis zur Selbstverleugnung. Der sichtbare Erfolg ihrer Arbeit verdankt sich aber auch den Neuerungen, die sie von den klassischen Orden unterschieden: der Ausbildung für bestimmte Tätigkeiten, der dezidiert erzieherischen Funktion der gemeinsamen (Hand-)Arbeit, dem durch den Verzicht auf die stabilitas loci ermöglichten Einsatz nach Bedarf, dem Prinzip des Mutterhauses, das zum Vorbild der Organisation auch der evangelischen und freien Schwesternschaften wurde, schließlich auch dem Hereinnehmen der zu Betreuenden in ihre Häuser. Diese konnten eine eigene Atmosphäre ausstrahlen, die von großem Einfluß war, weil sie die Verhältnisse, in denen vor allem einfache Leute lebten, in vielem (Weite, Organisation, Personal, Kompetenz und anderes) übertraf.

Als es bei der staatlichen Neuordnung nach dem Ersten Weltkrieg Bestrebungen gab, die Ordensleute aus Krankenhäusern und anderen sozialen Einrichtungen zu verdrängen, brauchten deshalb nicht bloß die Schwestern selbst an die Soldatenräte zu appellieren und an ihre Arbeit in den Feldlazaretten zu erinnern (1918/19: 47 f.). Ein viel handfesteres Argument dafür, daß diese Bestrebungen im Sande verliefen, stellten ihre enormen Leistungen für die Volkswirtschaft dar (1918/19: 170-178).

Das ungleich gewichtigere Problem aber lag woanders, nämlich im Mißverhältnis zwischen vorhandener Not und personellen Ressourcen. Schon um die Jahrhundertwende war bewußt, daß „unsere krankenpflegenden Orden aller Not nicht mehr steuern können" (1904: 89-91) und, daß die Schwestern permanent überarbeitet seien. Das Problem gewann an Schärfe, seitdem ein Rückgang der Nachwuchszahlen beobachtet wurde. Ließ der Blick auf die ordensfeindliche Propaganda des Dritten Reichs und die Verluste durch den Zweiten Weltkrieg zunächst noch eine Trendwende erhoffen, so wuchs schon bald die Gewißheit, daß der frühere Stand in Zukunft nicht aufrechterhalten werden könne. Die Beunruhigung darüber löste zunächst eine Diskussion über die Qualität der Motivation und deren Trägfähigkeit bei Ordensschwestern und den längst etablierten freien Schwestern aus (bereits 1918/19: 175); diese Diskussion spitzte sich später in der Frage nach der jeweiligen Berufsauffassung zu (so etwa 1959: 166-177). Unabhängig von der jeweiligen Stellungnahme zu diesen Fragen war man sich darin einig, daß der Rückgang des Ordensschwesternnachwuchses schmerzlich ist.

Besonders bedauert wurde der Verlust der Schwesternstationen auf dem Land, weil diese in besonderer Dichte den gesamten Umfang des Caritasauftrages und die ganzheitliche Dimension verkörpert hätten (ein liebenswertes Portrait findet sich in 1953: 253-258).
Bei der Frage nach den Ursachen des Rückgangs wurden außer den bereits genannten Faktoren auch eine zunehmend materialistische Lebensorientierung, der Geburtenrückgang und das Wegbrechen der sozialen Abstützung genannt (1957: 218: „Eine ... Persönlichkeit wählt hier ein Ideal gegen ihre ganze Umgebung, die radikal anders, ja entgegengesetzt denkt, fühlt und lebt."). Ein Beitrag aus dem Jahr 1949 macht aber auch ungute Konkurrenzen haftbar: Die staatlichen Fürsorgerinnen, die der Caritas während der NS-Zeit das Leben schwergemacht hätten, seien großenteils Absolventinnen katholischer Pflegeschulen gewesen, die in katholischen Einrichtungen keinen Platz gefunden hätten. Im Interesse einer fruchtbaren Zusammenarbeit in der Zukunft bittet der Autor die caritativen Frauenorden um Hochachtung für die Schwestern, die keine Ordensmitglieder seien, sowie um Räume der Verantwortlichkeit und Aufstiegsmöglichkeit für sie.
„Stets nur Hilfsarbeit zu leisten, nie selbst planen, einteilen, bestimmen, zu Ende führen und am Erfolg sich freuen dürfen, nicht die praktische Möglichkeit des Aufstiegs zu dieser Selbstverantwortlichkeit zu sehen, war und ist das Kennzeichen des Proletariers, der auf diesem Wege zur Verantwortungslosigkeit gegenüber seinem Betriebe geführt wird ... Ist kein Raum zu selbständiger Arbeit, zum Aufstieg gegeben, darf man sich nicht wundern, wenn die proletarisierte Nur-Hilfsarbeiterin mehr und mehr auch nur an sich selbst denkt, an ihren Verdienst, an ihre freien Nachmittage, ihre freien Sonntage, ihren Urlaub usw. Daher also die sehr ernste Bitte, diesen weltlichen Caritasberufskräften entgegenzukommen mit Vertrauen, mit schwesterlicher Achtung und Hilfsbereitschaft ... Diese Schwestern und Kindergärtnerinnen wollen ja gar nicht Konkurrenz sein zu den Orden, sondern Mitarbeiterinnen am selben großen Caritaswerk." (1949: 15)
Richtig erkennt der Autor, daß nur auf diesem Weg langfristig die „Erhaltung bestehender Anstalten und (die) Übernahme neuer, oft so dringend notwendiger Aufgaben" möglich seien (ebd.). In einem früheren Artikel nannte H.U. v. Balthasar auch kirchliche Versäumnisse: „Niemand dürfte ... unbetreuter sein als die Schwestern. Sehr oft entbehren sie fast jeder geistlichen Kost. Abgerackert bis zum äußersten gönnt man ihnen kaum ein paar Tage Ferien, und in diese mageren Ferientage werden ausgerechnet die jährlichen Exerzitien verlegt ... Solchen Exerzitien im Mutterhaus müssen gelegentlich Hunderte von Schwestern gleichzeitig beiwohnen, so daß weder die Generaloberin noch der Beichtvater Zeit haben, die einzelnen wirklich zu sehen, zu sprechen, menschlich ernst zu nehmen. Die Schwester verläßt das Mutterhaus wieder, auf ein Jahr oder mehr vielleicht, ohne die Befriedigung, verstanden, gewürdigt, anerkannt, aufgemuntert worden zu sein. Dazu kommt ..., daß für die ‚guten Schwestern' jeder alte, resignierte, zu Tode zu pflegende Geistliche als Spiritual gut genug ist." (1957: 221)
Einig sind sich alle Kommentatoren in der Konsequenz, die zu ziehen ist, nämlich Konzentration der Kräfte (1949: 243 ff.; 1966: 171) und vermehrte Übertragung von Aufgaben an „weltliches" Personal. Um dieses aber muß – auch diese Einsicht ist neu und nicht unumstritten (siehe 1966: 306-323) – geworben werden (1966: 172).

Frauenberufe und Ehrenamt

Von den freiwilligen „Damen der höheren Stände" zur „Fülle von Betätigungsmöglichkeiten, sei es in ehrenamtlicher Arbeit oder im besoldeten Berufe":[5] Neben der Ordenscaritas tritt in der Anfangsphase der Zeitschrift längere Zeit „nur" die ehrenamtliche Laiencaritas in Gestalt überregionaler Verbände und lokaler freiwilliger Zusammenschlüsse (Fürsorgevereine) in Erscheinung. Ehrenamtliche Tätigkeit letzterer Art wurde meist von Frauen aus dem gehobenen Milieu ausgeübt, die in den Berichten respektvoll „Charitasdamen" oder einfach „Damen" beziehungsweise auch „Patronessen" genannt werden. Sie haben die entsprechenden zeitlichen Freiräume (1902: 27 f.). Ihr Augenmerk ist darauf gerichtet, die gesellschaftlichen und religiösen Verhältnisse der ärmeren Schich-

ten zu verbessern, indem sie sich insbesondere um die Mädchensozialarbeit kümmern. In einem Artikel über „soziale und charitative Frauenpflichten" fordert Werthmann selber von ihnen bewußteres Kaufen[6] und Aktivierung des sozialen Sinnes:

„Es ist die große Schar der Hilfsbedürftigen, der arbeitsunfähigen Armen, der verlassenen Kranken, der hilflosen Wöchnerinnen, der gefallenen, gefährdeten, verstoßenen Mädchen, der elternlosen oder mißhandelten oder verführten Kinder: sie entbehrten des Brotes, um ihren Hunger zu stillen, oder was schlimmer ist, sie entbehren der Mutter, um ihre Seele zu Gott zu führen, oder was am schlimmsten ist, ihre Mütter sind ihnen zum Ruin geworden... Hier hast du, katholische Frau, ein wunderbares Arbeitsgebiet, das Herz und Leben viel mehr erfüllt und befriedigt, als der Strudel weltlicher Vergnügungen und der Glanz irdischen Wohlstandes. Hilf also wacker, ehrlich, selbstlos, ausdauernd mit, mit deiner helfenden Hand, deinem liebreichen Herzen, deiner ganzen Person." (1906/07: 164)

Wenn sich im Laufe der Zeit aus der ehrenamtlichen Tätigkeit neue soziale Berufe – wiederum vor allem für Frauen – herausbilden, so ist dies das Ergebnis einer doppelten Notwendigkeit, nämlich einerseits der, sich von Zeit und Engagement her so intensiv um eine Aufgabe zu kümmern, wie diese selbst es verlangt und nicht nur, wie die Betreffende es erübrigen kann, und andererseits der, daß zur Bearbeitung der verschiedenartigen Notlagen in immer stärkerem Maß spezifische Kompetenzen erforderlich sind. Das Feld moderner Caritasarbeit braucht – wie es schon 1918/19 in bezug auf die Armenpflege heißt – „Frauen mit geübtem Auge, mit ausgedehntem sozialem Wissen, erheischt feines Taktgefühl und psychologische Kenntnisse, erheischt besoldete Kräfte, die sich in seinen Dienst stellen" (142).

Am Beispiel der Fürsorgerin wird illustriert, daß die professionelle Sozialarbeiterin eine ganze Reihe von Berufen in sich vereinigen muß: „Sie muß über eine erhebliche Menge von Kenntnissen verfügen, Kenntnisse in der öffentlichen Gesundheitspflege, im Armenwesen, in der Jugendfürsorge, in der Gesetzgebung für Kinderschutz, in der Versicherungsgesetzgebung, in der Gewerbeordnung usw. haben. Ohne diese Kenntnisse ist sie überhaupt nicht in der Lage, ihren Beruf auszufüllen, sie wäre wie ein Handwerker ohne Handwerkszeug." (Ebd. 145) Guter Wille sei kein Ersatz für wirklichen Sachverstand – das wird hier in aller Deutlichkeit festgestellt. „Gewiß, der gute Wille ist hier doppelt notwendig, aber er muß gestützt und geleitet werden von gründlichem Wissen." (Ebd.; übrigens in der Sache ganz ähnlich ist auch noch 1954: 313 und 1956: 201) Dies bringt aber als eine weitere, dritte Notwendigkeit mit sich: eine gezielte Ausbildung.

Dazu kommen müsse als weitere Voraussetzung dann auch noch die eigentliche Eignung zur sozialen Arbeit: „Zur sozialen Arbeit geeignet sein, heißt, eine bestimmte innere Richtung haben, heißt nicht nur, etwas wissen, sondern vor allem: etwas sein. Die sozial arbeitende Frau muß, wenn sie für ihre Arbeit geeignet sein soll, in ihre Tätigkeit eine Seele hineintragen, sie muß eine bestimmte Gesinnung, besondere Charaktereigenschaften und Gemütskräfte haben. ... Diese Liebe muß aber mehr sein als nur Wärme des Herzens, mehr als Stimmung, sie muß Tat sein. Sie ist Verantwortlichkeit und Gerechtigkeit, sorgsames Einfühlen in die Not des Mitmenschen, sie ist schnelle, immer wache Hilfsbereitschaft, ist Verzicht auf Bequemlichkeit und Anerkennung, sie ist schließlich die Kraft, nach Enttäuschungen immer wieder aufzustehen und mit derselben Zuversicht heute und morgen wieder da anzufangen, wo gestern erst die Arbeit zerstört wurde." (1918/19: 145 f.)

Eine erste systematische Übersicht und Beschreibung der professionalisierten „sozialcaritativen Frauenberufe" findet sich 1918/19 (137-151). Sie verzeichnet zwanzig solche Berufe. Einer der ersten war der Beruf der Kindergärtnerin (1898: 149 f.; 1902: 215: „Willkommen ..., ein neuer Leitstern auf dem Wege weiblicher Berufswahl, weiblicher Bildung. Einen befriedigenderen, edleren Beruf, als den der Kindergärtnerin, kann sich eine brave, gesunde, begabte Tochter kaum wählen ..."), ein zweiter der der Säuglingspflegerin in der Klinik. Nicht ganz so reibungslos scheint hingegen die Anerkennung der Krankenpflegerin als eigener Beruf verlaufen zu sein, weil hier die Konkurrenz zu den etablierten Krankenschwestern sehr stark war, die nicht wie die Pflegerinnen einzeln

in Arbeitsverträgen standen und bei Aussicht auf günstigere Bedingungen die Stelle wechseln konnten, sondern über deren Einsatz und Lebensbedingungen vom Mutterhaus, zu dem sie gehörten, entschieden wurde (1927: 169-173; 1929: 9-14). Sie wurden anfangs verdächtigt, in ihrem Beruf nichts zu sehen als „Broterwerb" und „einen Erwerbsberuf wie jeden anderen Beruf" (1929: 9).

Gerade anläßlich der Vergewisserung über die Tatsache, daß viele ehemals ehrenamtlich ausgeübten sozialen Tätigkeiten im Lauf der Zeit zu qualifizierten Frauenberufen geworden sind, klingt gelegentlich die Meinung durch, Professionalisierung sei zwangsläufig mit einem Verlust an Idealismus verbunden. Wenn man andererseits liest, unter welchen Bedingungen (chronischer Personalmangel, keine Ferien, Unterbezahlung) viele in den entsprechenden Berufen auch damals schon arbeiten mußten, kann man diese Befürchtung nicht allzu ernst nehmen (so etwa 1956: 200-203); ganz abgesehen davon, daß die Arbeit besonders strapaziös ist, weil sie nie nur darin besteht, Not zu lindern, sondern auch darin, Menschen dabei zu unterstützen, ihren weiteren Lebensweg zu planen, neue Chancen zu entwickeln und mit Einschränkungen leben zu lernen (vgl. 1989: 200).

Das Aufkommen der Sozialberufe hat ehrenamtliche Arbeit keineswegs überflüssig gemacht. Im Gegenteil blieb sie als Ergänzung der beruflich ausgeübten Sozialarbeit stets unverzichtbar. Zum anderen wurde sie unter dem Aspekt ausdrücklich gewünscht, daß viele Ehrenamtliche (unter denen die Frauen die erdrückende Mehrheit bilden) über besondere Eignungen für bestimmte Gebiete verfügen (so etwa bezüglich der caritativ engagierten Studentinnen bereits 1922: 81). Darüber hinaus erkannte man ihre elementare Wichtigkeit als „Wurzelgrund" für alle berufliche Sozialarbeit (vgl. 1963: 111-113). Schon früh artikulieren Beiträge nicht bloß den Nutzen für die, denen durch sie Hilfe zukommt, sondern auch den Gewinn ehrenamtlichen Sozialengagements für die Helfenden selbst, sei es für die Persönlichkeitsentfaltung der einseitig intellektuell beanspruchten Studentinnen (1922: 36 und 80), sei es, weil sich die, die in „normalen" Verhältnissen leben, auf diese Weise überhaupt erst eine Vorstellung davon machen können, wie andere leben müssen (1910/11: 309 ff.). Uneingeschränkte Übereinstimmung besteht auch darin, daß die Mitarbeit der Frauen in der offenen Hilfe in den Pfarrgemeinden unersetzlich ist.

Hierzu heißt es beispielsweise 1949: „Eine Zeitlang war es vordringlich die Arbeitslosigkeit, die unsere Armenhilfe forderte; eine Zeitlang war es das in die Städte zuwandernde Proletariat; eine Zeitlang waren es die asozialen Familien. Oder wir kümmerten uns vorzugsweise um jene Familien, in denen Krankheit oder Mindersinnigkeit, Gebrechen oder Anomalien anzutreffen sind. Oder wir richteten unser Augenmerk vor allem auf die alten Leute. Heute stehen im Vordergrund die hilfsbedürftigen Flüchtlinge.

Aber es verlangen noch viele andere Beachtung oder Hilfe: Die unvollständigen und gelockerten Familien, vaterlose Jugendliche, die Frauen in schlechtem Gesundheitszustand, die Witwen und die Frauen von Vermißten, die Frauen in der Zeit der Erwartung, die kinderreichen Familien mit sehr kleinen Einkommen, die Familien der Kriegsversehrten, die Familien der Gefangenen und Heimkehrer, alle Renten- und Unterstützungsempfänger, die unversorgten alten Leute, die Familien mit sittlichen Schäden oder besonderen erzieherischen Schwierigkeiten, die religiös abständigen Familien ..." (1949: 164)

Und auch 1963 heißt es, verbunden mit der Warnung davor, alles den beruflichen Kräften zu überlassen, in keiner Pfarrei sollte die Bereitschaft fehlen, Familien, Kranken und alten Menschen persönlich beizustehen (118). Nicht übersehen werden sollten auch die zahlreichen kleinen, aber unentbehrlichen Dienste wie die Durchführung von Caritassammlungen oder die Ableistung von Dienststunden im Caritasbüro.

Neben der Pfarrei gibt es eine Reihe von Sparten der Sozialarbeit, die bis heute zu großen Teilen von ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen getragen werden. Dazu gehören insbesondere die Bahnhofsmission, die Beratungsdienste und die Vorstandstätigkeit in den caritativen Vereinen.

Die Situation im ehrenamtlichen Dienst hat sich seit den 60er Jahren einschneidend verändert. Gegenüber vorschnellen Vermutungen eines Rückgangs an Einsatzbereitschaft wird festge-

stellt, daß es sich lediglich um Umschichtungen handle. Diese aber korrelieren unübersehbar mit den auch sonst beobachtbaren Veränderungen in den Lebensentwürfen von Frauen: „Während sich Frauen aus vielen Diensten und Einrichtungen wie z. B. der Kindererziehung, Fürsorge für Mädchen und Frauen, Hilfe für Frauen, Hilfe für Familien und alte Menschen, die sie einmal entwickelt und getragen haben, zurückziehen und diese Gebiete hauptberuflichen Geschäftsführern und professionellen Fachkräften überlassen, besetzen sie gleichzeitig neue Felder der Selbsthilfe wie z. B. Eltern-Kind-Gruppen, Nachbarschaftshilfen, Schulaufgabenhilfen in eigener Regie. Sie haben z. B. die Caritaskonferenzen, die ehrenamtlichen Dienste der Pfarrgemeinden modernisiert und weiter ausgebaut, neue selbstorganisierte ehrenamtliche Dienste wie z. B. die Krankenhaus- und Altenheimhilfe aufgebaut und tragen Projekte wie z. B. Mädchen- und Frauenarbeit, Mütterzentren, Stadtteilläden, Ausländerarbeit, Arbeitsloseninitiativen." (1989: 434. Über konkrete Projekte berichtet 1992: 379-395)

Seit den 70er Jahren erfährt die ehrenamtliche Sozialarbeit wieder vermehrt öffentliches Interesse unter dem Aspekt des Mangels an Fachkräften und vor allem der Begrenztheit der finanziellen Ressourcen (1972: 169; 1989: 434). Personelle Engpässe waren auch ein Anstoß für eine ganz spezielle Form ehrenamtlicher Tätigkeit, nämlich das 1960 eingerichtete „Freiwillige Soziale Jahr". Die Untersuchungen der Motive der Teilnehmerinnen gaben Impulse, in dieser Konkretion christlicher Nächstenliebe sehr viel stärker auch lebensorientierende, selbsterzieherische und therapeutische Potentiale zu erkennen (siehe 1974: 268-272).

In der subjektiven Motivation der ehrenamtlichen engagierten Frauen spielt der Entlastungseffekt für die Sozialbudgets allerdings keine Rolle. Hier geht es um ganz anderes, nämlich vornehmlich um die Mitgestaltung des Lebensumfelds und um die Formung der eigenen Biographie (1993: 32-35).

„Frauen und auch Männer, die sich heute für eine ehrenamtliche Tätigkeit interessieren, suchen sie nach persönlichen Kriterien aus, übernehmen sie nicht voraussetzungslos, leisten sie in einem vereinbarten Rahmen und prüfen, wie sich dieses Engagement mit ihrer Haus- und Familienarbeit, ihrer Erwerbsarbeit, ihren Freundschaften und Freizeitinteressen vereinbaren läßt. Sie fragen auch danach, welche Chancen zu neuen Erfahrungen und zur Bereicherung ihres Lebens es ihnen bietet.

... Zwänge entstehen ... auch bei ... Mitarbeiterinnen, wenn sie wegen des Fehlens entsprechender familienfreundlicher Arbeitsangebote oder wegen des Mangels an Planstellen für berufliche Fachkräfte ihren Wunsch nach einer Erwerbstätigkeit nicht verwirklichen können. Sie greifen deshalb, um den Einstieg in eine bezahlte Tätigkeit vorzubereiten, den Anschluß an das Berufsleben nicht zu verpassen oder Praxiserfahrungen zu sammeln, unfreiwillig auf ehrenamtliche und geringfügig bezahlte soziale Arbeit zurück." (1989: 434 f.)

Die Zahl der ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen ist enorm. 1989 wurde sie mit 1,5 Millionen beziffert (434). Freilich wird auch beklagt, daß verläßliche Auskünfte in den offiziellen Statistiken fehlen (zum Beispiel 1969: 131-133; 1995: 196-203).

Qualifikation und Standesinteresse

Die „Pflicht der katholischen Frauen, sich zu diesen Berufen tüchtig zu machen":[7] Außer einem mitfühlenden Herzen und denkenden Verstand verlangt erfolgreiches caritatives Wirken auch eine gründliche fachliche Vorbildung – stellt bereits ein Beitrag aus dem Jahr 1911 dezidiert fest (1910/11: 309).[8] Ihre Notwendigkeit sieht seine Autorin nicht nur durch den Stand der Kultur gegeben, der auf allen Gebieten planmäßiges Vorgehen und die Nutzung der verfügbaren wissenschaftlichen Erkenntnisse zugunsten des menschlichen Wohls verlange, sondern noch stärker durch die Kluft zwischen der Welt der Erfahrungen und Vorstellungen derer, die helfen möchten, zur Welt derer, die Hilfe benötigen: „Die Information über die Wirklichkeit, aus der die Hilfsbedürftigen kommen und in die sie wieder zurückkehren sollen, aber auch über eine Wirklichkeit, die sich bis zu einem gewissen Grade im Seelenleben der Pfleglinge widerspiegelt und mit deren individuellen Anlagen in Wechselwirkung tritt, scheint uns ... besonders in vielen Zweigen der Caritas vonnöten." (1910/11: 310)

Interessanterweise bringt dieselbe Autorin auch den Gesichtspunkt ins Spiel, daß gediegene

Kenntnisse der caritativ tätigen Frauen auch deshalb von größter Bedeutung seien, weil diese „in einer Welt" wirken müßten, „welche skeptisch auf die Tätigkeit der Katholiken blickt und sie von vornherein mit dem Odium der Rückständigkeit und Unwissenschaftlichkeit belastet" (313). Überhaupt fällt auf, welch wichtige Rolle die Wahrnehmung weltlicher und anderskonfessioneller Sozialarbeit für die Verbesserung der fachlichen Ausbildung spielte.

Die praktische Konsequenz, zu der diese grundlegende Einsicht drängt, lautet allemal: Arbeit an einer besseren Befähigung der einzelnen Helferin für ihr soziales Tun. Wie diese nun erreicht werden könne, dazu bieten sich im Lauf der Zeit verschiedene Ansatzpunkte an. Der wichtigste war und ist bis heute zweifellos der, der eigentlichen Tätigkeit eine Phase spezifischer Vorbereitung vorzuschalten.

Diese besteht anfangs lediglich darin, daß jüngere Berufsanwärterinnen über einen beschränkten Zeitraum hinweg – einem Praktikum vergleichbar – die Arbeit erfahrener Personen beobachten und sich bei ersten eigenen Versuchen von ihnen anleiten lassen. Der schon erwähnte Pfarrer und Gründer einer Kinderbewahrschule in Euren bei Trier gibt dazu in seinem Bericht ein schönes Beispiel: „Die Schwester Oberin (des Klosters der Franziskanerinnen in Trier) gestattete ... sofort und sehr gerne, daß die zwei Jungfrauen meiner Pfarrei auf vier Wochen in die dortige Bewahrschule kämen, um von den Schwestern die Leitung einer Bewahrschule zu lernen." (1902: 34)

Bei der Empfehlung an die Leser, bei der Ausbildung von geeigneten Personen als „Lehrerinnen" ähnlich zu verfahren, tröstet der Verfasser sich und skeptische Nachahmer mit der Weisheit: „Die Lehrerin braucht ja nicht schon gleich eine Meisterin zu sein; es genügt, wenn sie den Hergang weiß, wenn sie gesehen hat, wie die Schwestern es machen. Die Uebung macht nachher schon die Meisterin, falls nur Liebe zur Sache da ist." (1902: 35)

Freilich scheint er sich auch bewußt zu sein, daß seine Empfehlung nur eine Notlösung ist, schließt er doch seinen Bericht mit der Feststellung, daß es eine wichtige und dankbare Aufgabe für den Caritasverband wäre, solche „Bewahrschul-Lehrerinnen" heranzubilden (ebd.). Dabei verweist er auf das Vorbild der ländlichen Krankenpflegerinnen.

Für diese waren zu jener Zeit Kurse zur Einführung in ihre Tätigkeit eingerichtet, die in regelmäßigen Abständen und an verschiedenen Orten abgehalten wurden. Der Anstoß dazu geht auf Mina Cauer zurück, die 1893 in Berlin die ersten Kurse für „Soziale Hilfsarbeit" geschaffen hatte, die dann zum Modell einer systematisierten Ausbildung wurden und vielfach Nachahmung fanden (siehe dazu 1925: 176). Solche Kurse gliederten sich schon früh in einen theoretischen Teil (etwa sechs Wochen), in dem unterrichtet wurde, und in einen etwa gleich langen praktischen, währenddessen unter Anleitung in einer entsprechenden Einrichtung gearbeitet wurde (zum Beispiel 1903: 41).

Die Vermittlung der notwendigen Erfahrungen und theoretischen Kenntnisse, „um all die Zustände der Not in ihren Ursachen zu erfassen, um alle rechtlichen Hilfsmittel und gesetzlichen Maßnahmen zu überblicken, sie zur geeigneten Zeit und am rechten Ort zu gebrauchen" (1919/20: 51), verlangte aber mehr; und zwar mehr an systematischer Schulung, mehr an Kenntnissen und an Urteilsvermögen, mehr schließlich auch im Sinne von gesicherter, von der zufälligen Begabung einzelner Mentorinnen unabhängiger pädagogischer Kompetenz. Geleistet werden konnte das aber nur durch eine institutionalisierte Ausbildung an Schulen, die dann auch nach amerikanischem, englischem und holländischem Vorbild seit 1911 entstanden (zur Geschichte der katholischen sozialen Frauenschulen siehe 1925: 175-179 und 216-220, ferner 1925: 313-316 und 1965: 88-90). Die treibende Kraft in diesem Prozeß waren die Frauenorganisationen. Während die sozialen Frauenschulen „nicht auf einen bestimmten, sozialen Beruf (vorbereiten), sondern ... eine allgemeine soziale Bildung (geben), die die Schülerin befähigt, sich später in jedem Sozialberuf, den sie wählt, schnell praktisch einzuarbeiten" (1919/20: 149), qualifiziert die Ausbildung an einer sozialen Fachschule für einen ganz bestimmten Beruf, etwa den der Säuglingspflegerin, der Fürsorgerin oder der Kindergärtnerin. Auch in der Ausbildungsdauer unterscheiden sich beide Schularten erheblich, insofern die Ausbildung an sozialen Frauenschulen ursprünglich zwei Jahre dauerte, die an einer so-

zialen Fachschule hingegen in der Regel nur ein Jahr. Eine gewisse Zwischenstellung nehmen die Wohlfahrtsschulen ein, die in eineinhalb Jahren Sozialarbeiterinnen für die kommunale und die freie Wohlfahrtspflege in den Bereichen Säuglingsfürsorge, Krankenpflege, Wohnung und Schule heranbildeten. Die Ausbildung an allen Schultypen schließt jeweils mit einer Prüfung ab, die staatlich anerkannt ist (eine vollständige Übersicht der einzelnen Schulen auf dem Stand der 20er Jahre enthält 1919/20: 149-151).

Während die theoretische Ausbildung an den Schulen quasi automatisch dem jeweils neuesten Erkenntnisstand angepaßt wurde, weil dies zum Selbstverständnis und zu den Qualifikationsmerkmalen des Lehrpersonals gehörte, blieb das Konzept der dazugehörenden praktischen Ausbildung offensichtlich lange Zeit unverändert. Erst nach dem Zweiten Weltkrieg melden sich – zuerst im Bereich der Krankenpflege (1956: 205 f.) – Stimmen, die das eingeschliffene Verhältnis zwischen Ausbilderin und Schülerin problematisieren. Sie verlangen einerseits, der Persönlichkeit und der pädagogischen Fähigkeit der Ausbilderin mehr Aufmerksamkeit zu widmen und sie hinsichtlich Personalführung und Unterweisung speziell zu schulen. Andererseits zielen sie auf eine Korrektur der Gewohnheit, die Schülerin primär als Arbeitskraft einzusetzen.

Für die Verbesserung der Ausbildung ein eher indirekter, aber gleichwohl wirksamer Ansatzpunkt ist die Definition der Zugangsvoraussetzungen, die jemand aufweisen oder zusätzlich erwerben mußte, um einen bestimmten Ausbildungsweg beschreiten zu können (über die Voraussetzungen für die Aufnahme in die Wohlfahrtsschule siehe etwa 1919/20: 147).

Unmittelbarer zu beeinflussen ist die Qualifikation der in den caritativen Berufen Tätigen über die Fort- und Weiterbildung. Jährliche Wiederholungs- und Vertiefungskurse wurden zuerst denen angeboten, die auf ihre Tätigkeit nur durch einen Kurs vorbereitet worden waren, also den Krankenpflegerinnen (1913/14: 68-72) und den Kindergärtnerinnen (1919/20: 193-195). Weiterbildung im Sinne der Auffrischung, Erweiterung und Anregung der beruflichen und allgemein-sozialen Kompetenz ist seither zu einem festen Bestandteil der Arbeit des Caritasverbandes und der einzelnen Berufsverbände geworden, deren vielseitiges Angebot sich als Berichte oder Dokumentation von Referaten in jedem Jahrgang der Zeitschrift niederschlagen. Daneben ist Fortbildung in dem speziellen Sinne zu nennen, daß Frauen, die bereits einen sozialpädagogischen oder sozialarbeiterischen Beruf haben und diesen auch ausüben, durch Kurse für ganz bestimmte neue Aufgaben und Einsatzfelder geschult werden. Ein bemerkenswertes Beispiel bietet in dieser Hinsicht die Arbeit des 1960 gegründeten Seminars für Sozialarbeit in Entwicklungsländern, das der Sozialen Frauenschule des DCV in Freiburg angegliedert ist (1962: 34-36).

Ein nicht unwesentlicher Randeffekt der institutionalisierten Aus- und Weiterbildung ist der engere Zusammenschluß von Teilnehmern. Solche Zusammenschlüsse, die oft „nur" einen verbandlich oder organisatorisch bereits vorgegebenen Rahmen aktivierten, bisweilen ihn aber auch erst hervorbringen, haben einerseits die Funktion, gewachsene persönliche Verbindungen zu erhalten, andererseits aber auch die, Austausch über berufliche Erfahrungen (1913/14: 70-72: „Erfolge, Mißerfolge, Schwierigkeiten, Verkennungen") zu ermöglichen, schließlich auch die, nach außen (zum Beispiel von der Ärzteschaft, von der staatlichen Verwaltung, von vorgesetzten kirchlichen Stellen) als Partner ernst genommen zu werden, wenn es um berufsspezifische Anliegen und Postulate der Mitglieder geht.

Es versteht sich von selbst, daß das Schwergewicht der Bemühungen um Aus- und Fortbildung bei den professionell tätigen Sozialarbeiterinnen liegt. Freilich wird nicht übersehen, daß auch die Ehrenamtlichen in vielen Feldern Anleitung und Weiterbildung brauchen. Diese können – soweit es im Spiegel der Zeitschrift erkennbar wird – entweder in der Form eines Lehrgangs erfolgen (wie sie beispielsweise für die Arbeit in den Mädchenschutzvereinen systematisch eingerichtet wurden: 1916/17: 229 f.), oder durch Grundkurse, die von den sozialen Frauenschulen angeboten werden. Vinzenz- und Elisabethkonferenzen beschreiben einen dritten Weg, indem sie die örtlichen Vorsteherinnen verpflichten, sich selbst durch Lektüre von Fachzeitschriften und einschlägiger Literatur auf dem laufenden zu halten und auf dieser

Grundlage ihre Mitglieder einerseits zu schulen, andererseits zu gemeinsamer Beratung zu aktivieren (etwa 1919/20: 64-66).

Arbeitsalltag und Lebensverhältnisse

„So viele Opfer und soviel Verzicht":[9] Wo so dezidiert an ideelle Motive und religiöse Ressourcen appelliert wird, darf vermutet werden, daß die entsprechenden Tätigkeiten spürbare Folgen auf Alltag und Lebensplan ihrer Subjekte haben. In der Tat ist immer wieder von Opferbereitschaft, Verzicht und stillem Heroismus die Rede, und gerade darin wird die innere Affinität zum Wesen der Frau gesehen (besonders emphatisch ist in dieser Hinsicht ein Artikel über die Caritasreife der Frau 1925: 308-313). Gleichwohl erfährt man in den 100 Jahrgängen der „caritas" wenig darüber, wie dies in den konkreten Lebensverhältnissen erfahren wurde. Am ehesten wird davon etwas sichtbar, wenn die Erwartungen an das Motivationsprofil der gewünschten Mitarbeiterinnen dargelegt werden und wenn im Bezug auf konkrete Verhältnisse über Engpässe geklagt wird.

Wie nachhaltig die Entscheidung für einen caritativen Beruf die persönliche Lebensgestaltung der Frauen aber faktisch beeinflußte, wird schon an dem Umstand deutlich, daß er bis in die 50er Jahre entweder als Vorstufe oder als Alternative zum Verheiratetsein erscheint. Auch wenn dies als gesellschaftliche Selbstverständlichkeit genommen worden zu sein scheint und in der Zeitschrift nirgendwo im Sinne einer satzungsmäßigen Unvereinbarkeit auftaucht (immerhin mußte die Meinung, nur solche Aspirantinnen, die nicht an eine spätere Verheiratung dachten, seien für die Ausbildung zur ländlichen Krankenpflegerin geeignet, eigens korrigiert werden: 1902: 40), kann man sich vorstellen, daß es im einzelnen Fall beides gegeben hat: Konflikte beim Entschluß zur Heirat wie auch den unter den gegebenen Alternativen notgedrungen gewählten Verzicht auf Ehe und Familie, der leidvoll erlebt wurde (vgl. 1925: 312 f.).

Daß auch in anderer Hinsicht die persönliche Situation der Frauen, die sich caritativem Engagement verschrieben, entbehrungsreich sein konnte, wird exemplarisch aus den zahlreichen Berichten über die ländlichen Krankenpflegerinnen deutlich: Es gehörte von vornherein zum Konzept dieser Art von sozialer Hilfe, daß die betreffenden Frauen ihren Dienst ohne Bezahlung versehen (1898: 223). Die Grenze der Zumutbarkeit galt erst als überschritten, wenn sie auch noch die Kosten des Ausbildungskurses selbst tragen müßten. Weil es ein Fehler sei, „vom Großmuthe dieser guten Seelen zu große Opfer ab(zu)verlangen" (242), wurde sehr schnell sichergestellt, daß die Kosten für Reise und Verpflegung übernommen und auch ein Ausgleich für den Lohnverlust bezahlt wurde (1902: 39 f.). – In einer Bestandsaufnahme ist rund zehn Jahre später auch davon die Rede, daß Weiterbildungskurse die Teilnehmerinnen etwas erfahren ließen, was sie sonst, in den einsamen Dörfern, „nur zu oft" entbehren müßten: das Gefühl der Zusammengehörigkeit und der kollegialen Unterstützung (1913/14: 70).

Solange nur die Betroffenen selber und ihr unmittelbares soziales Umfeld mit den spezifischen Freuden, Herausforderungen und Belastungen ihrer Tätigkeit zurechtkommen müssen, besteht für eine Zeitschrift wenig Anlaß, die Wechselwirkungen zwischen Beruf und persönlicher Lebenssituation zu thematisieren. Das wird erst dort unausweichlich, wo für den Klienten eine spürbare Verschlechterung des gewohnten Umfangs an sozialer Dienstleistung eintritt, weil entsprechende Personen fehlen. Dieser Fall tritt in der Geschichte der Zeitschrift an zwei miteinander verflochtenen Stellen auf: nämlich bei der Reflexion des Rückgangs der Ordensschwestern und bei der Behandlung der personellen Engpässe im Krankenhaus.

Schon früh (1897: 107 f.) machten sich Verantwortliche Sorgen über eine auffallend niedrige Lebenserwartung in den Krankenpflegeorden und über den besonders hohen Anteil von Lungenschwindsucht und Typhus an den Todesursachen. Auch als später die Infektionskrankheiten keine spezifische Bedrohung mehr darstellten, blieben prekärer Gesundheitszustand, Überalterung und Überbeanspruchung die immer wieder genannten Merkmale der Lage der Ordensfrauen (1949: 249 f. und 1956: 200).

Überarbeitung als Folge von Personalmangel ist auch das vorherrschende Charakteristikum für die alltägliche Arbeitssituation der Schwestern im Krankenhaus (1952: 232 f. und 1956: 199-203). Dabei ist „Überarbeitung" ein kom-

plexes Syndrom, das nur zu einem Teil durch die Länge der Arbeitszeit bedingt ist, zu einem anderen aber durch die Intensität der Beanspruchung. Immerhin spricht schon ein Artikel aus dem Jahr 1902 von einer „Überbürdung unserer Krankenpflegerinnen" und nennt als deren durchschnittliche Arbeitszeit 14 bis 16 Stunden pro Tag (1902: 226-228)!
Ein Schlaglicht wirft auch die Stellenanzeige einer Krankenpflegerin im Jahr 1900, die eine Ausbildung an renommierten Anstalten absolviert hat, jetzt aber eine neue Beschäftigung in ihrem Beruf sucht, die ihr erlaubt, ihren religiösen Pflichten nachzukommen; dafür ist sie sogar bereit, auf ein Gehalt zu verzichten (1900: 168)! Ein halbes Jahrhundert später (1957: 67) wird das Eintreten einiger Verbände für die Durchsetzung der 54-Stunden-Woche für die Krankenschwestern begrüßt. In beiden Fällen hinkte die Entwicklung beträchtlich hinter den übrigen Berufsbereichen der Gesellschaft her: 1902 hatte die Arbeitszeit der Krankenschwestern überhaupt noch keine Regelung erfahren, während für Fabrikarbeiterinnen die tägliche Arbeitsdauer bereits gesetzlich auf elf Stunden täglich begrenzt war (1902: 227); und 1957 galt im staatlichen und im kommunalen Sektor bereits ein Jahr lang eine maximale Wochenarbeitszeit von 54 Stunden, die aber in manchen Stadtverwaltungen noch bis zu sechs Stunden unterschritten wurde (1957: 67)! Nimmt man hinzu, daß oft auch der zustehende Urlaub nicht genommen werden konnte, weil keine Vertretungen zur Verfügung standen (1956: 202), daß infolge fehlenden Personals meist auch berufsfremde Arbeiten wie Putzen und Spülen verrichtet werden mußten und daß obendrein die freien Schwestern im Verhältnis zu ihren Kolleginnen in städtischen Häusern wesentlich schlechter bezahlt wurden (1956: 204), dann kann man sich leicht vorstellen, was subjektiv hinter dem sachlich klingenden Wort „Überarbeitung" steckt: die Erfahrung nämlich, in der Ausübung des eigenen Berufs körperlich, geistig und seelisch über jedes zumutbare Maß hinaus beansprucht zu sein.
Auch kirchenspezifische Erfahrungen werden mitunter artikuliert. So heißt es im Bericht über eine Tagung des österreichischen Seelsorgeinstituts zur Frauenseelsorge aus dem Jahr 1954: „Es ist schon schwer, die religiöse Arbeit zu einer sachlichen Arbeit zu machen. Und während die Geistlichen mit zunehmendem Alter an Würden und sozialer Achtung rasch zunehmen, ist bei der Frau im kirchlichen Dienst das Umgekehrte der Fall. Das Problem der altgewordenen Seelsorgehelferin werde einmal ein sehr großes Problem werden." (1954: 83) Andernorts wird darüber Klage geführt, daß die Anforderungen an die Arbeit dergestalt seien, daß für die Vergewisserung und Fortentwicklung der caritativ-religiösen Motivation, die die eigentliche Grundlage der ganzen Arbeit bilde, kaum Raum bleibe (1956: 201; 1957: 221).

Frauenarbeit selbstverständlich

Daß Caritasarbeit zum überwiegenden Teil durch Frauen erbracht wurde, ist für das allgemeine Bewußtsein, auch das kirchliche, oft eigentümlich unsichtbar; offenbar wurde es für selbstverständlich gehalten. Genauso, wie es auf der anderen Seite als selbstverständlich galt, daß die Leitung der entsprechenden Einrichtungen, Fachverbände und Institutionen von Männern wahrgenommen wurde. Dies schlug sich bis in die offizielle Bezeichnung der Zeitschrift „caritas" nieder, die von ihrem Erscheinen an bis 1918 den Zusatz trug: „Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben vom Charitas-Comité (bzw. vom Vorstand des Charitasverbandes für das katholische Deutschland) und redigiert von Dr. Lorenz Werthmann in Freiburg im Breisgau".
Die Rélecture der Zeitschrift nach einhundert Jahrgängen läßt ahnen, was der tatsächliche Beitrag der Frauen gewesen und auch heute noch ist. Sie zeigt aber auch, in welchem Maß die caritative Sozialarbeit eingebettet ist in das kulturelle Bild von Weiblichkeit. Schließlich spiegelt sie auch wider, wie die wahrgenommenen persönlichen Nöte und strukturellen Verzerrungen Frauen motiviert und ermutigt haben, an der Verbesserung individueller Befindlichkeit und des Zusammenlebens zu arbeiten und auf diesem Wege gleichsam nebenbei auch ein Selbstbewußtsein zu gewinnen, das ihnen neue Wege und Formen des Dienstes am Nächsten eröffnet. Dies schlägt sich nicht zuletzt auch in dem erstaunlichen Maß nieder, in dem sich Frauen seit den ersten Jahrgängen der „caritas" als Autorinnen zu Wort gemeldet haben.

Anmerkungen

[1] 1918/19: 138.

[2] Eine ausführliche Geschlechtertypologie enthält das einflußreiche voluminöse Werk von RÖSLER, P. Augustin: Die Frauenfrage vom Standpunkte der Natur, der Geschichte und der Offenbarung. Freiburg, [2]1907, das in der Zeitschrift „caritas" (damals noch „Charitas") aber nur ausführlich vorgestellt und nicht ohne kritische Vorbehalte empfohlen wurde (1907/08: 127 f. und 155-157).

[3] 1897: 151.

[4] 1898: 266.

[5] 1918/19: 144.

[6] Siehe 1906/07: 163. Zum Thema bewußteres Konsumieren enthält ein späterer Artikel von Pauline Gräfin von Montgelas eine bemerkenswerte Passage: „Eine große Verantwortung liegt in den Händen der Konsumenten, zumal der weiblichen Seite derselben; denn die Frauen sind es, die in erster Linie für den Bedarf des Hauses Sorge zu tragen haben. ... Alle Bestrebungen einer weitergehenden Sonntagsruhe, zur Kürzung überlanger Arbeitszeiten, zur Ausmerzung von Hungerlöhnen können nur dann zum Ziele führen, wenn das kaufende, konsumierende Publikum sich daran gewöhnt, in den Bedarfsgegenständen des Lebens menschliche Arbeit zu erblicken, wenn es sich zur Pflicht macht, bei Befriedigung von Bedürfnissen auch der Männer und Frauen zu gedenken, die die notwendigen Bindeglieder zwischen Produktion und Konsumation sind. ... Wir müssen dazu erzogen werden unter diesen sozialen Gesichtspunkten, die so verlockend wohlfeilen Dinge zu betrachten, die in unseren Warenhäusern aufgehäuft liegen, vielleicht entdecken wir dann zuweilen die 15stündige Arbeitszeit, den Dreipfennig-Stundenlohn. Wir müssen uns klar werden, daß gewisse schöne Sachen, ich möchte hier noch Spitzen und Handstickereien nennen, zu billigsten Preisen nicht gekauft werden können, ohne Verletzung des Gerechtigkeitsgefühls gegenüber den Herstellern der Waren. Und die Spielsachen der Kinder! Sie recht billig einkaufen zu können, erfreut manche Mutter. Wieviel unterdrückte Kinderkraft haftet an den Bleisoldaten, Puppen, Puppenstuben, an all den niedlichen Sachen, die Kinderjubel auslösen! Übermüdete Kinder haben in langen Abendstunden daran gearbeitet. Der Gedanke an diese Kinder, an deren Mütter beim Einkauf unseres Weihnachtsbedarfes kann eine schönere, segensreichere Gabe vorstellen als manche Christbescherung für Arme. Auch unser Wohltun soll, so paradox dies auch klingen mag, ein soziales Gewand anlegen. Wieviel wird beim Einkauf sogenannter Armensachen gesündigt; man ist glücklich, wenn man für wenig Geld recht viele Dinge kaufen kann, die aus schlechter Qualität und schlecht genäht in kürzester Zeit als verbraucht zur Seite gelegt werden müssen. Lieber weniger einkaufen, aber Gegenstände, die zu einem gerechten Lohn gearbeitet sind und den Empfangenden wahrhaften Nutzen bringen können..." (1911/12: 42 f.).

[7] 1906/07: 163.

[8] Diese Feststellung kehrt häufig wieder, z. B. auch 1919/20: 51 und 1919/20: 144-146; 1925: 176.

[9] 1925: 176.